

Johannes Weinberger

AUS DEM  
BEINAHE-NICHTS

w w w . l u f t s c h a c h t . c o m

*Ein Märchen*

© LUFTSCHACHT – Wien 2007  
herausgegeben von Stefan Buchberger und Jürgen Lagger

Umschlaggestaltung & Layout: Jürgen Lagger  
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Ultraschallfotos von  
© Johannes Weinberger

Satz: Birgit Forst  
Druck und Herstellung: FINIDR, s.r.o.

Die Wahl der angewendeten Rechtschreibung  
obliegt dem/der jeweiligen AutorIn

ISBN: 978-3-902373-27-4

## I: Das Flüstern

*Was die Stimme zu mir sagte, war Folgendes:*

Ich bin ein Wolf.

Die Musik wohnt in meinem zitternden bepelzten Schwanz, nicht in meinem (noch) unbeirrbar beharrlich stur pumpenden Herzen.

Mein Fell wächst unmittelbar und üppig silbern aus meiner grauen Haut.

Du sollst mir zuhören, denn meine Stimme kommt aus dem Beinahe-Nichts, denn meine Stimme ist auch die Stimme des Beinahe-Nichts, denn aus dem Beinahe-Nichts entspringt deine Zukunft.

Mein Beinahe-Nichts ist stumm und kühl am Tag; kalt und voll des Getöses geflüsterter Versprechen in der Nacht.

Diese Versprechen werden zu ihrer rechtmäßigen Zeit eingelöst werden – werden aus dem fließenden Geflüster zu Wirklichkeit gefrieren, wie ein murmelnder Bach, der zu Eis erstarrt.

Bald schon werden ich und meinesgleichen ausgestorben sein.

Und das ist richtig so.

Wir müssen von deinem Planeten verschwinden,  
um Platz zu machen für freiere, nackte Wesen.

Du sollst deine Eltern hassen.

Du sollst deine Großeltern verabscheuen.

Und deine Urgroßeltern.

Du sollst alles mit Ekel von dir stoßen, was  
vor dir war, zurück und zurück bis zu deinem,  
unserem Ursprung.

Denn du sollst alles anders machen.

Du sollst ganz anders sein.

Geschieht nichts Unerwartetes, geschieht  
gar nichts.

## **2: Wirklich, wirklich**

Die Wirklichkeit ist doch das Schönste, das es gibt.

Zu meinem einunddreißigsten Geburtstag hat  
mir ein Freund, der immer lügt und gehörig  
stinkt, weil er sich niemals wäscht und im Übrigen  
in dieser Geschichte ansonsten keine Rolle mehr  
zu spielen hat, ein Paar Handschellen geschenkt.

Mit dem zugehörigen Schlüssel.

Seit zwei Stunden sitze ich in meinem Zimmer,  
an meinem Schreibtisch, die Handschellen kühl  
um meine Handgelenke.

Was für ein freundliches Geräusch, habe ich beim  
Klicken der Schließmechanismen gedacht, es  
beschert mir glatt die innerliche Ahnung eines  
Lächelns.

Selten schweift mein Blick von dem kleinen  
Schlüssel fort, der vor meinem Gesicht auf  
meinem Schreibtisch liegt.

Noch habe ich die Handschellen nicht so eng um  
meine Gelenke gedrückt, daß das Metall den Fluß  
meines Bluts beeinträchtigen könnte.

Seit zwei Stunden sammelt sich Schweiß zwischen  
meinen Hinterbacken und tränkt durch den Stoff

meines Hosenbodens das Sitzpösterchen, auf dem eine gelbe Ente mit schwarzen Streifen abgebildet ist, die statt Flossenfüßen zwei Rollen am Bauch trägt.

Der Schweiß rinnt mir auch aus den Achselhöhlen über die Rippen in den Hosenbund.

Der Schlüssel zu meiner Befreiung befindet sich zweifellos in meiner Reichweite, das kann ich beim besten Willen nicht leugnen, so sehr ich mir auch wünsche, von dieser Verantwortung für mich selbst befreit zu werden.

Von Zeit zu Zeit streiche ich sanft und vorsichtig mit der feuchten Spitze des Zeigefingers meiner rechten Hand darüber (den Schlüssel); meine linke Hand hängt dabei schlaff in ihrer Schelle nach unten, schaukelt leblos über meinen Oberschenkeln.

Gerne spanne ich auch die Kette der Handschellen, indem ich meine Unterarme auseinanderbewege und lasse das Metall in die Haut und das Fleisch meiner Handgelenke schneiden: die Kette gibt dabei ein leises, knarrendes Quetschen von sich.

Die hellroten Abdrücke verblassen schnell.

Draußen glüht die Sonne an das staubige Glas des Fensters vor meinem Schreibtisch.

Bald wird das Glas schmelzen und aus dem Fensterrahmen zu Boden rinnen und den Heizkörper unter dem Fensterbrett mit einer durchschaubaren Glasur überziehen, bin ich versucht zu glauben.

Mein Geschlecht, in seinem stickigen Mantel aus Schweiß und eingesperrter alter Luft, drückt hart und steif gegen den Reißverschluß meiner Hose.

Ich erfreue mich still wie wild an der Abwesenheit jedes Lebewesens in diesem Raum außer mir.

Unglücklicherweise hat alles, das einen Anfang hat, auch ein Ende.

Und umgekehrt.

### 3: Vorübergehende Unsicherheit, Raum und Zeit betreffend

Ich bin tausend mal tausend Kilometer weit weg von Zuhause.

Nein – ich *bin hier* zuhause.

Zuhause ist, wo einem sein Herz ist, sagt man.

Also bin ich überall zuhause, wo ich bin.

Aber wann?

### 4: Die Freiheit ist das aller-aller-allerhöchste Gut

Ich saß in einem unverschämt heißen Sommertag im März an einem Tisch eines Gehsteigcafés und fand alles um mich herum wunderschön, weil ich frei war.

Ich war hellauf begeistert von dem unfehlbar aufeinander abgestimmten, weich fließenden Tanz der Fahrzeuge auf der Straße; vereinzelt Hupgeräusche strahlten als himmlische Akkorde in meine vergnügt zuckenden Ohren.

Die Anmut und Vollkommenheit der Menschen, die vorbeihasteten, –schlenderten und –schwebten, ließen Tränen der liebevollen Rührung in meine Augen steigen: ich mußte meine Schneidezähne in das weiche Fleisch meiner Unterlippe graben, um nicht aufzuspringen und weinend vor diesen überwältigend makellosen Wesen auf alle Viere zu fallen, in den grauen Staub des Gehsteigs, meine Handflächen zerkratzt von den kleinen Kieseln, die aus den Sohlen der zauberhaften Vorübergehenden geriesel sind, diese spitzeckigen Steinchen hier vor mich hingetragen von wer-weiß-woher.

Die Waggons der Straßenbahnen leuchteten in der Sonne wie das Gesicht eines Kindes, das sich zum allererstenmal hilflos in ein gerade frisch geborenes Haustier verliebt hat.

Der schwarze Asphalt der Straße funkelte diamantengleich.

Die Benzindämpfe und Teerwolken ließen meine Nasenflügel beben in schläfrig berauschter Ver-zückung.

Meine Lippen waren gegen meinen Willen zu einem ständigen Lächeln der zitternden Glückseligkeit verzerrt.

Mein Herz hämmerte überschwenglich gegen meinen Brustkorb in unbändiger, gleißender Freude.

Es gelang mir nur mit Mühe, die wilden Schreie ekstatischer Lust zu unterdrücken, die sich aus meiner Brust in meine Kehle drängten.

Ich ertränkte den obersten Schrei mit dem letzten Schluck Kaffee und stellte die Tasse zurück vor mich auf den Tisch.

Und weil die Dinge immer so geschehen müssen, wie man sie sich vorstellt, ergriff ich den Henkel der Tasse zwischen Daumen und Zeigefinger meiner rechten Hand und hielt sie (die Tasse) an mein schweißfeuchtes Ohr.

Da hörte ich zum ersten Mal die Stimme des Wolfs.

Er sprach heiser und rau: seine Stimme mehr ein raspelndes (zuweilen auch gurgelndes) Wispern als eine Stimme.

Er sagte: Ich bin ein Wolf, die Musik wohnt in meinem zitternden Schwanz, nicht etc. (siehe Kapitel I: *Das Flüstern*)

Wieder stellte ich die Tasse zurück auf den Tisch und blinzelte.

Schließlich, nach ein paar leeren Blicken in den grünlich schimmernden Himmel und die von der Sonne geblendeten Fenster der turmhohen Häuser, konnte ich ihn auch sehen, den Wolf: er saß auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf dem Gehsteig und winkte mir linkisch mit einer Pfote; die Leute gingen achtlos und mit leeren Gesichtern an ihm vorüber – manche stiegen mit ihren Schuhen genau auf seinen Schweif, ohne es zu bemerken.

Die Zunge des Wolfs hing ihm naß und flatternd aus dem Maul.

Seine silbergrau pelzige Gestalt wurde an den Rändern immer wieder leicht verzerrt von der wabernden Hitzeluft, die sich zwischen uns wand wie eine ölige Schicht aus durchsichtigen Würmern.

Wie jeder Mensch habe auch ich es zweifellos verdient, jederzeit und ohne Vorwarnung auf das

Härteste bestraft zu werden, sagte ich, mich leicht zur leeren Kaffeetasse auf dem Tisch vorbeugend, falls diese eine Art Telefonverbindung zwischen mir und dem Wolf sein sollte.

Geschieht nichts Unerwartetes, geschieht gar nichts, wiederholte der Wolf, so klar und deutlich vernehmbar, als säße er direkt neben mir auf einem weißen Plastiksessel, oder sogar in meinem Schoß, seine Hinterpfotenkrallen hart in meine Oberschenkel gedrückt, seine feuchte Schnauze schnaufend in meiner Ohrmuschel.

Da lief mir ein kalter Schauer über den Rücken und ich fror in der stummen Glut des Mittags.

## 5: Warten zuhause

Wenn ich die Klappe meines Geschirrspülers öffne, geben die die Scharniere ein kleines greinendes Winseln von sich.

Beim nahen Vorbeigehen an dem Schrank in der Küche verursachen meine Schritte ein sacht klirrendes Beben in den Gläsern und Tellern, die darin gestapelt und geschichtet sind.

Das dunkle Summen und gelegentliche warme Knistern des Kühlschranks trösten mich wie das Schnurren einer Katze.

Ich betätige mittels meines Daumens und meines Zeigefingers die Schere: sie schenkt mir ein scharfes Klacken, oder stählernes Schnippen.

Aus dem Plastikfensterbrett meines Schlafzimmersfensters tönt ein ganz kurzes, nicht nachhallendes hohles Dröhnen, wenn ich einen Fingernagel mit leichtem Nachdruck darauf fallen lasse.

Und von Zeit zu Zeit läßt die Heiztherme ein tiefes Grummeln, dann ein feuchtes Klicken und schließlich ein leises Fauchen hören, woraus sich der Gesamteindruck eines freundschaftlichen, wenn auch ein bißchen herablassenden Mir-Zuzwinkerns kristallisiert.

In meinem eigenen linken Nasenloch sogar wird durch jeden Atemzug ein winziges, heiteres Pfeifen betätigt, ein sich immer und immer wiederholendes Startsignal, dem allerdings niemals ein Aufbruch folgt.

Vom ehrfurchtgebietend kraftvollen Aufheulen des Staubsaugers nach einem gezielten Tritt auf seine Einschalttaste ganz zu schweigen.

Tag für Tag möchte ich nichts anderes tun als mich dem Klang der Erscheinungen auszuliefern – ich wäre damit vollends zufrieden und rundum gesund; doch muß ich diese Heilbehandlung jetzt leider, leider abbrechen, schon wieder.

Denn ich muß warten.

Ich warte.

Ich gehe Kreise (manchmal auch Spiralen) in der Küche, im Schlafzimmer, im Wohnzimmer, im Vorraum, im Badezimmer (die Toilette ist zu eng für jegliche Art des Kreisgehens, in ihr könnte ich mich gerade einmal um mich selbst drehen) ...

Ich warte und warte.

Ich bin keineswegs alleine dabei.

Überall auf der ganzen Welt warten wir und warten wir.

Wir warten und warten und wir warten.

Wenn das Erwartete eingetroffen ist, warten wir auf das Nächste.

Und so weiter und so fort.

Ich liebe euch, ihr süßen Gegenstände!, schreie ich leidenschaftlich in einer Wartepause.

Dann muß ich mich aber zusammenreißen und weiterwarten.

Denn ich bekomme heute Besuch.